

Meine Reise-Erinnerungen.

gerichtet und an zwei Degen, die man daran befestigte, ein Bettuch, in das sich einer der Matrosen eingehüllt hatte, als Segel aufgehängt. Als Täue mußten die im Boote befindlichen Fischgeräte dienen. Nach solcher Vorbereitung empfahl man sich dem Schutz der allerseeligsten Jungfrau und fuhr getrost auf die hohe See hinaus. Am folgenden Tag war das Meer so bewegt, sodaß die hochgehenden Wogen das kleine Fahrzeug bös hin- und herwarfen; ein paarmal kam es auch durch ungheure Walsische in Gefahr, und in der Folge setzte den Passagieren der Hunger zu, denn die tägliche Nahrung war auf zwei Stückchen eingemachter Quitten und auf einige Tropfen mit Seewasser vermischt Wein festgesetzt worden.

Am vierten Tage kam man ans Festland. Da man aber diesen Teil der Küste nicht kannte, segelte man weitere vier Tage an derselben hin, um einen Fluß aufzufinden. Zuletzt lief man, um einen nahenden Sturm auszuweichen, an einer günstig scheinenden Stelle an. Sie lag, wie man später erfuhr, zwischen Trilinda und Quilimane. Während nun die Mannschaft sich weiter vom Strand entfernte, um Trinkwasser aufzusuchen — denn alle wurden von glühendem Durste gequält —, erblickten die zur Bevachung des Bootes zurückgebliebenen Matrosen einen Kässer, der fortwährend freudig in die Hände klatschte, was diese als Zeichen friedlicher Gemüttung deuteten. Tatsächlich warf er ihnen auch einige Fische zu, als sie ihm durch Zeichen bedeuteten, daß sie hungrig seien.

Kurz darauf erschienen gegen 200 Wilde desselben Stamnes. Inzwischen waren auch die übrigen Matrosen mit frischen Quellwasser zurückgekommen; als aber die Schwarzen merkten, daß sie den Weißen an Zahl weit überlegen seien, fielen sie über dieselben her, rissen ihnen die Kleider vom Leib und bemächtigten sich aller im Boote befindlichen Waffen und Geräte, die sie von ihren Weibern in Körben hinwegtragen ließen. So vollständig ausgeraubt und ausgeplündert, wanderten die Nervmisten in der glühenden afrikanischen Sonnenhitze drei Meilen weit, bis sie endlich am Fluß Quilimane auf die portugiesische Niederlassung *Sen a* stießen. Hier gab man den halb Verirrten Speise und Trank, und ein den Portugiesen befreundeter muhammadanischer Kaufmann versah sie mit der nötigsten Kleidung. Später ließ er sie auf zwei ihm gehörenden Fahrzeugen nach dem portugiesischen Fort *Qua b* bringen. Hier wollten wir sie verlassen, um zu unseren Schiffbrüchigen auf der Klippe zurückzufahren.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit 3 Bildern Seite 31 und 32.)

(Fortsetzung.)

Wir brachen schon um vier Uhr morgens von „St. Peter“ auf und beeilten uns so gut wir konnten, dennoch verzögerten wir in Mombo den Zug und mußten nun ein zweites Mal in diesem Fieberneste volle 24 Stunden warten. Am folgenden Tag ging es dann mit der Bahn nach Mlingana, unweit Tanga, wo ebenfalls einige unserer Schwestern ewige Gefüde ablegten.

Möchte hier noch bemerken, daß man sich schon damals mit dem Gedanken trug, unsere Schwestern von „St. Peter“ nach Mhonda zu versetzen. Die dortige Mission wurde sehr gerühmt; sie ist 600 Meier überm Meeresspiegel gelegen, stark bevölkert und zählte in

wenigen Jahren nach Gründung der Missionstätigkeit schon viele Christen. Allerdings ist dort auch die protestantische Mission stark vertreten und macht der katholischen scharfe Konkurrenz; auch sind in weitem Umkreise viele schwarze Lehrer angestellt, die ihrem Missionar alle acht bis vierzehn Tage Bericht erstatten. Unsere Schwestern sollten nun in Mhonda die Erziehung der schwarzen Mädchen übernehmen, sollten vormittags Schule halten und nachmittags die auswärtigen Kranken in ihren oft weit entfernten Hütten besuchen. Selbstverständlich haben sie den Mädchen auch die nötige Anleitung in allen Garten-, Feld- und Haushaltarbeiten zu geben. Maschinen gibt es in jener abgelegenen Gegend noch wenige, fast alles muß mit der Hand getan werden. Leider läßt das Klima zu wünschen übrig; es gibt dort genug Fieberkrank, und auch unsere Schwestern sind von der Malaria nicht verschont geblieben.

Als ich am 16. Februar wieder nach Tanga zurückkam, hoffte ich dort Schwester Alexandrina zu treffen, allein sie lag noch immer stark in Neuköln. Warten konnte ich nicht länger, denn das Schiff fuhr schon am 18. nach Mombasa ab; so nahm ich denn Schwester Clementine als Reisebegleiterin nach dem Kilimandscharo mit.

Mombasa, wo wir am 19. Februar landeten, steht jetzt unter englischer Regierung, wurde aber seinerzeit von den Portugiesen erbaut und befestigt und erinnerte mich in vielen Stücken an Mozambique, das heute noch den Portugiesen gehört. Die Stadt ist schön gelegen, hat einen prächtigen neuen Hafen und wundervolle Parkanlagen. Wohl auf dem schönsten Platz der ganzen Stadt steht die Prokuratur der Väter vom hl. Geist, wo jedermann göttliche Aufnahme findet, der dort anklopft. Gar sehr bewundernswert ist daselbst die prächtigen Mangobäume. Wir haben deren in Mariannhill allerdings auch; allein dort sind es verhältnismäßig kleine Bäume mit Früchten etwa so groß wie ein Entenweiß. Hier in Mombasa aber sah ich eine Menge riesengroßer Mangobäume, und die einzelne Frucht erreichte die Größe eines Straußeneies.

Wir mußten vier Tage dort warten, denn einerseits galt es, verschiedene Einkäufe für die weite Reise durch die öde, wasserarme Steppe zu machen, und andererseits war der Hochwürdigste Herr Bischof Emil Allgeyer ersucht worden, Leute zur leichten Bahnstation zu jenden, um von dort uns und unser Gepäck abzuholen. Am 21. war endlich alles bereit, und wir fuhren zunächst auf der großen englischen Bahn, die mehrere hundert Stunden von der Küste des Indischen Ozeans bis zu den großen Binnenseen führte, nach Voi. Hier hielt es aussteigen und mit einem primitiven Wehitel vorlieb nehmen.

Wir fanden ein kleines, mit einem einzigen Esel bespanntes Wägelchen vor, luden unser Gepäck auf und fuhren dann in Gottes Namen in die weite, wasserlose Steppe hinein. Unserm Reiseprogramm gemäß sollte die katholische Missionsstation *Bura* noch am selben Tag erreicht werden, allein es wurde stockfinstere Nacht, und wir waren noch immer eine gute Strecke weit davon entfernt. Zuletzt zogen wir es unserer gänzlichen Er schöpfung wegen vor, in einer der Mission gehörenden Lehmhütte zu übernachten, mußten aber dabei das harte Lager auf dem nackten Boden mit in den Kauf nehmen. Unsere drei schwarzen Fuhrleute dagegen blieben wach und unterhielten die ganze Nacht ein Feuer, um gefährliches Raubzeug, namentlich die dort so häufigen Löwen, in respectabler Ferne zu halten.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, machten wir uns in aller Frühe auf den Weg und begannen den hohen, steilen Berg zu ersteigen, der uns noch von Bura trennte, denn wir wollten um jeden Preis noch der hl. Messe beiwohnen. Das gelang uns auch. Im übrigen hatten wir während der sechs Tage, die wir notgedrungen da zubrachten, die schönste Gelegenheit, uns mit den dortigen englischen Dominikanerinnen in der hl. Armut zu üben. O wie viel haben diese armen Missionsschwestern zu entbehren! Pater Superior, der uns für die Weiterreise behilflich sein sollte, war frank, sein junger Hilfspriester aber war der Sprache der Einheimischen noch nicht mächtig, und somit gab es manches

wohnenden Farmer. Sie wurden übrigens alle an einem bestimmten Platze abgeladen, und jeder Adressat war genötigt, die ihm gehörende Fracht selber abzuholen.

Die ersten zwei Tage fuhren wir bis in die späte Nacht hinein. Um die Mitternacht brach man schon wieder auf und setzte die Fahrt fort bis gegen acht oder neun Uhr vormittags, je nachdem man gerade einen passenden Lagerplatz fand. Unter Tags ruhten die Zugtiere samt allen Fuhrleuten, denn die Hitze in der wasserlosen Steppe — für zwei Tage hatten wir sogar das Koch- und Trinkwasser mitnehmen müssen — war unerträglich. Ohne Tropenhut darf sich kein Weißer im Freien blicken lassen, und wir zwei Schwestern hatten sogar trotz der schützenden Wagendecke Hütte über dem Schleier. Gras sahen wir auch weit und breit keines; erst mit der Regenzeit beginnt es aufzusprossen; und die wenigen Dornbäume, die wir sahen, waren kahl und blätterlos.

Zuweilen kamen wir an ein ausgetrocknetes Flusbett mit ein paar schattigen Bäumen. Da wurde dann, wenn es irgendwie ging, Halt gemacht und gekocht und zwar für Mittag- und Abendtisch zugleich. Abends wurde das Mittagessen einfach etwas aufgewärmt; dazu gab es dann noch frischen Tee.

Am vierten Tag unserer Steppenfahrt erblickten wir in aller Frühe weit drüben im Westen den mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandscharo. Ich konnte gar nicht satt werden, den himmelhohen Berg anzuschauen und zu bewundern. Bei Sonnenaufgang stand er mit seiner großen, blendendweißen Kuppe hell und klar vor uns, unter Tags aber war er vielfach in eine graue Nebelkappe eingehüllt.

Uebrigens sollte die originelle Fahrt nicht ohne ein kleines Abenteuer enden. Es war am späten Nachmittag des vierten Tages, als unser Wagen, offenbar infolge der Nachlässigkeit unseres schwarzen Fuhrmannes, eines jungen, leichtfinnigen Burschen, umkippte, sodass wir Passagiere in einen tiefen Graben hinunterrollten. Hals und Bein brachen wir dabei allerdings nicht, allein ich fühlte mich durch die häufigen Fieberfälle so elend und schwach, dass ich im ersten Augenblick nicht wusste, wie ich aus dem Loch wieder herauskommen sollte.

Und der schwarze Kutscher? Stand er etwa recht verblüfft und erschrocken da und bemühte er sich, uns rasch herauszuhelfen? Keine Spur; im Gegenteil, er schrie uns in frecher Weise zu: „Haya, haya! Marsch, schnell, schnell heraus!“ — Das war mir nun doch zu stark. Ich begann ihm ordentlich den Kopf zu waschen,

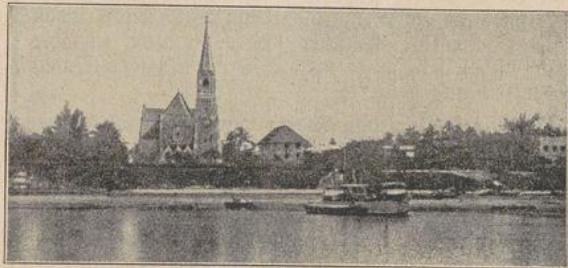


Sultans-Palast in Sansibar.

Opfer zu bringen. Der Gesunde kommt spielend über vieles hinweg; anders der Kranke; ich wurde wieder fieberfrank und musste vier Tage im Bett zubringen. Samstag vormittags hatte ich mich gerade unter einem Baume in einen Lehnsstuhl gesetzt, um wenigstens etwas frische Luft zu schöpfen — denn von einer sonstigen Hilfe oder Erquickung konnte unter den obwaltenden Umständen keine Rede sein, — da kam plötzlich die Nachricht, wir sollten Schlag elf Uhr beim Hause eines Italieners sein, der um diese Zeit mit seinen Wagen nach dem Kilimandscharo absahre.

Da war keine Minute zu verlieren! Wir nahmen schnell Abschied, Schwester Clementina ging den fast zwei Stunden langen Weg zu Fuß, ich aber wurde auf dem kleinen Eselwägelchen gefahren. An Ort und Stelle fanden wir 14 Wagen zur Abfahrt bereit. Man forderte uns auf, schnell einzusteigen, es sei schon alles hergerichtet. So frochen wir denn auf einem schweren Lastwagen unter die darüber ausgebreitete Wagendecke. Wir fanden rein nichts vor, nicht einmal einen Sitz, auf dem man sich hätte niederlassen können; dagegen waren alle Bretter mit Petroleum getränkt und rochen auch darnach. Was tun? Wir wandten uns an den Wagenbesitzer, doch der verstand nur Italienisch und etwas Kiswaheli, nicht aber Englisch oder Deutsch. In der Not kam uns ein Griech, der sich in der Nähe angefiedelt hatte und der die Reise ebenfalls mitmachte, zu Hilfe. Er diente uns, da er etwas Englisch konnte, als Dolmetsch und lieh uns für die lange, beschwerliche Fahrt zwei Bettdecken und ein Tuch, ein Liebessdienst, für den wir ihm heute noch zum größten Dank verpflichtet sind.

Dieser Wagen nun mit seiner mehr als primitiven Ausstattung war vier Tage und vier Nächte hindurch unser Heim. Auf den übrigen 13 Wagen befanden sich allerlei Güter und Waren für die am Kilimandscharo



Dar-es-Salaam. (Kathol. Kirche und Missionshaus.)

allerdings bloß auf *afrikanisch*, von dem er natürlich kein Wort verstand. Uebrigens begriff er doch, was ich eigentlich wollte und benahm sich in Zukunft etwas anständiger und aufmerksamer.

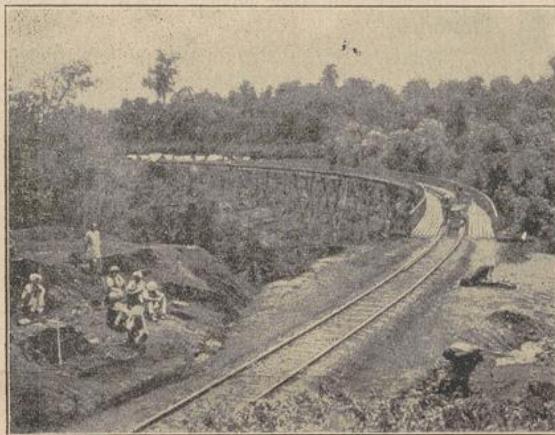
Als ich ein paar Minuten darauf wieder unter meiner Wagendecke saß, mußte ich über den komischen Zwischenfall selber herzlich lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

Vor etwa 50 Jahren gab es in Südafrika, speziell hier in Keilands und den umliegenden Distriften, noch viele Buschmänner. Zu welchem Volksstamm die wilden, zwerghaften Leute eigentlich zählen, woher sie kamen und wohin sie gingen, ist eine noch offene Frage,



Deutschosmanische Eisenbahn. (Im Usambara-Gebirge.)

deren endgültige Lösung ich der Gelehrtenwelt überlasse. Ich begnüge mich mit dem, was ich aus dem Munde hiesiger Eingeborner gehört, welche die Buschmänner und deren Lebensweise noch aus persönlicher Anschauung recht gut kannten.

Ihre äußere Erscheinung kennzeichnete mir die etwa 80jährige Frau des Häuptlings *Salima* folgendermaßen: „Die Buschmänner, von den Zulus abatwa genannt, waren sehr klein, kaum vier Fuß hoch, dagegen unformlich dick. Der Kopf war nach oben breiter als unten und wies auffallend dicke Backenknochen auf. Ihre Hautfarbe war etwas verschieden und wechselte zwischen schmutzig-gelb, gelb-weiß, rot oder röthlich-schwarz. Höflicher als irgendein Volksstamm, den ich je gesehen habe, hatten sie hellfunkelnde Augen mit bewunderungswürdiger Sehkraft. Zur Zeit des Hungers hing ihre runzelige Haut locker und schlaff am Leibe herab, sodaß sie ganz schrecklich anzusehen waren. Hatten sie aber Überschüß an Fleisch, so machte sie ein einziger Monat wieder fett und glatt.“

Daz sie so klein von Statur waren, verdroß sie gewaltig. Sie konnten es nicht leiden, wenn man ihnen sagte, man habe sie beim Nahen nicht bemerkt, mußte ihnen vielmehr versichern, man habe sie schon von weiter Ferne gesehen. Machte man ihnen aber gar ihren kleinen Wuchs zum Vorwurf, so fingen sie zu streiten und zu raußen an, und mehr als einer hat dabei unsiebe Bekanntschaft mit ihren vergifteten Pfeilen gemacht.

Mitunter trugen sie auch Hörner, indem sie sich die Schädel wilder Tiere, die sie erlegt hatten, aufsetzten, was ihnen ein noch schrecklicheres Aussehen verlieh. Jeder von ihnen war ein geborener Jäger und Wilddieb. Ihr scharfes Auge erkannte blitzschnell jede, auch die leiseste Spur, ihr Pfeil verfehlte selten sein Ziel, und trotz ihrer zwerghaften Figur legten sie zu Fuß ohne Rühe und Rast ganz unglaubliche Strecken zurück. Auf ihre Fähigkeit, das Geschaute in getreuem Abbild wiederzugeben, werden wir später, bei den „Buschmann-Malereien“ zurückkommen.

Ihre Wohnung ist wohl das Primitivste, was man sich denken kann; da ist eine Kuhshütte oder ein Kaffernkrat noch ein Palast dagegen. Der Buschmann nimmt mit allem vorlieb. Findet er eine Höhle, so zieht er diese allem andern vor. Er legt bloß einige Reiser und Zweige als Schutz vor den Eingang, und die „Wohnung“ ist fertig. Ist keine Höhle in der Nähe, so vertrifft er sich in ein wildes Tornengebüsche und breitet darüber als Dach die Häute erlegter Tiere aus. Im Notfalle macht er wohl auch ein Loch in den Boden, legt große Steine und Felsblöcke ringsum oder befestigt statt deren einige Stöcke und Pfähle und legt darüber sein Dach. Wenn es besonders nobel gibt, spannt er gegen die Windseite auch noch eine rot angestrichene, selbst verfertigte Binsenmatte aus. Ein wenig Gras auf dem Boden bildet die Lagerstätte. Ist das Ganze auch nicht größer als ein Straußennest, so hat doch die ganze Familie darin Platz; und wehe dem Unverschämten, der es wagen sollte, dieses sein „Haus“ zu bemängeln!

Ein geradezu ideales Heim fanden die Buschmänner in den vielen Bergen, Schluchten und Höhlen am Großen Keiflisse. Dieser Bezirk war für sie wie geschaffen. Hier waren sie abseits von den übrigen Völkern und Stämmen — denn der Buschmann ist am liebsten allein; ist auch nirgends gerne gesehen, — hatten bei ungünstiger Witterung hinreichenden Schutz und überdies ein sicheres Versteck bei etwaiger Gefahr. Viele dieser Höhlen waren nur ihnen allein zugänglich; einem gewöhnlichen Menschenkind war es gar nicht möglich, solche Felsenwände und Löcher zu erklimmen. Manch' andere dagegen, und zwar sehr große, überaus romantisch gelegene, waren für jeden erreichbar.

Ich selbst habe schon eine ziemliche Anzahl derselben in Augenschein genommen und von den an den Wänden befindlichen Malereien Abdrücke und Zeichnungen gemacht. Eine besonders schön ausgeschmückte erschien mir fast wie ein großer, herrlicher Dom. Die senkrecht aufsteigende Felsenwand ist ungefähr 800 Fuß lang und 220 Fuß hoch. Die Höhle selbst misst zirka 200 Fuß in der Länge, 180 in der Höhe und 30 bis 40 in der Breite. Eine andere, am Banzifluß gelegene, ist wie aus einem einzigen Stück sehr schönem Sandstein ausgebrochen, 180 Fuß lang, 26 breit, aber nur 6—8 Fuß hoch. Die Höhle in Crancini, ganz in der Nähe unserer Missionsstation gelegen, ist zwar verhältnismäßig klein, liegt aber überaus schön mitten im Urwald. Ein schmaler Eingang führt in das Innere des Berges, doch ist die Öffnung so mit Steingeröll überschüttet, daß sich ein Mann flach auf den Boden legen müßte, wenn er da durchkommen wollte. In früherer Zeit soll mancher Kaffer es gewagt haben, da hineinzukriechen, — die Höhle soll, wie sie versicherten, sehr groß sein, — gegenwärtig aber geht kein Mensch mehr hinein, man dürfte ihm dafür anbieten, was man wollte.